

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Wildbader Chronik.

№ 17. 1887.

Aus Leidenschaft.

Roman

von

Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Dann konnte Eschbach mir ja schreiben, daß er verhindert worden sei, zu kommen,“ wiederholte Harport, der nichts mehr haßte als eine Unwahrheit.

„Es würde mir unendlich leid thun, wenn ich durch meinen unbedachten Einwurf den Kommissär in ein falsches Licht brächte, das war wahrhaftig meine Absicht nicht,“ erwiderte Hercher. „Sie haben seine Worte vielleicht falsch verstanden.“

„Nein, er schreibt, daß er in dem Augenblicke, als er hierher habe kommen wollen, von dem Polizeipräsidenten den Auftrag bekommen habe, das ist klar und nicht falsch zu deuten,“ gab Harport zur Antwort, indem er den Brief noch einmal durchlas. „Er fügt hinzu, daß, obschon der Auftrag für ihn sehr ehrenvoll sei und von dem Polizeipräsidenten selbst als Auszeichnung betrachtet werde, er denselben doch ungern erfülle, weil er dadurch genöthigt sei, längere Zeit, jedenfalls mehrere Monate fortzubleiben.“

„Das thut auch mir leid, denn Herr Eschbach ist ein ganz vorzüglicher Gesellschafter und ich kenne Niemand, mit dem ich lieber verkehre, als mit ihm,“ sprach Hercher.

Harport, der den Brief noch immer in der Hand hielt, schritt in dem Zimmer auf und ab. Er konnte den unangenehmen Eindruck, den der Zwischenfall hervorgerufen, nicht so schnell überwinden.

Meta schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Wohin willst Du?“ fragte ihr Vater.

Meta schloß die Thüre auf und ging.

Harport schritt noch immer im Zimmer auf und ab.

„Ich bin überzeugt, daß Eschbach noch eine glänzende Carrière machen wird,“ sprach Hercher. „Er ist noch jung und bereits Polizeikommissär, der Polizeipräsident soll seine Thätigkeit außerordentlich hoch schätzen, und einen solchen Gönner zu haben, ist unter allen Verhältnissen von großem Werthe.“

Harport zuckte leicht hin mit der Schulter. Er hatte Eschbach wirklich sehr lieb gehabt und hochgeschätzt — durch diese eine kleine Unwahrheit, mochte sie auch noch so geringfügig sein, hatte er in seinen Augen viel verloren. Auch als der Ingenieur sich entfernt hatte und der Steinmetzmeister mit seiner Tochter zu Mittag aß, waren Beide still. Er wollte nicht auf den Brief Eschbach's zurückkommen und Meta berührte noch weniger einen Gegenstand, der sie weit tiefer getroffen hatte, als ihr Vater ahnte.

3.

Acht Tage waren verfloßen, sie waren zufälliger Weise sehr still verlaufen. Hercher war während der Zeit einige Male dagewesen, hatte indessen stets Harport nur auf dem Bureau aufgesucht, da geschäftliche Angelegenheiten ihn zu ihm führten. Dankmann war auf einige Tage verreist, und Meta's vertrauteste Freundin wurde durch Unwohlsein an das Haus gefesselt.

Meta war diese Ruhe sehr angenehm gewesen, es hatte ihr wohlgethan, allein zu sein. Ihrem Vater behagte dieselbe freilich weniger, er liebte, wenn seine Tagesarbeit beendet war, Geselligkeit, und er

vermißte sie um so schmerzlicher, weil er nur wenig daran gewöhnt war, des Abends ein Wirthshaus aufzusuchen.

Er hatte Eschbach's Namen während der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal erwähnt.

Meta saß eines Morgens allein im Garten; ihr Vater war wie gewöhnlich in seinem auf der Werkstatt gelegenen Bureau. Der Diener brachte ihr zwei Briefe.

Sie zuckte leise zusammen und beugte sich tiefer auf ihre Arbeit, um zu verbergen, daß ihr das Blut in's Gesicht geschossen war, denn auf dem einen Briefe hatte sie den Poststempel London bemerkt und sie glaubte auch Eschbach's Hand erkannt zu haben.

Mit pochendem Herzen öffnete sie den Brief, als der Diener sich entfernt hatte, und ihre Wangen rötheten sich mehr und mehr, ihr Herz schlug so heftig, daß sie unwillkürlich die Hand darauf presste.

Der Brief lautete:

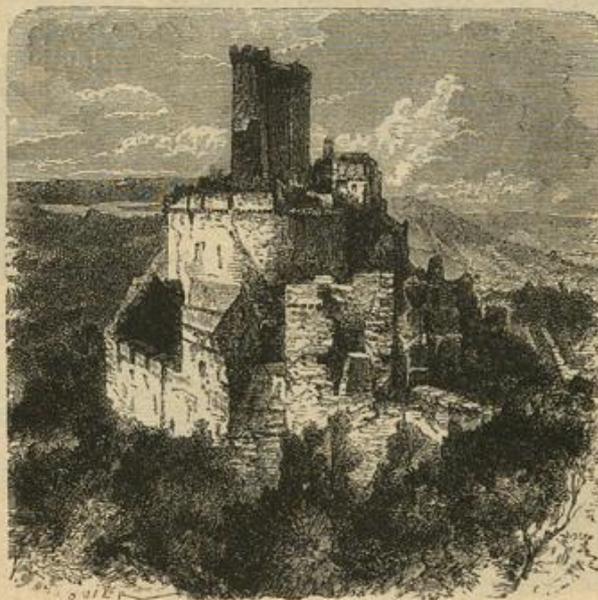
„Verehrtes Fräulein!

Ohne Abschied fortgegangen und nach acht Tagen erst ein Lebenszeichen, werden Sie unwillkürlich denken, wenn Sie diese Zeilen empfangen. Weshalb es mir unmöglich war, Ihnen Liebeswohl zu sagen, werden Sie wissen, und daß ich erst heute ein Zeichen von mir gebe, würden Sie begreiflich finden, wenn Sie einen einzigen Blick in meine hiesigen Verhältnisse werfen könnten. Nachdem ich kaum angelangt in der großen und mir völlig fremden Stadt, drängte mich meine Pflicht sogleich in ein Leben hinein, welches ich bis dahin nur aus Schilderungen kannte. Meine Aufgabe war die schwierigste, die sich nur denken läßt, und ich mußte in der That all' meine Kräfte zusammenfassen, um mich hineinzufinden und das mir geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen. Sie werden denken, eine einzige Stunde Zeit hätte sich erübrigen lassen, ja, es wäre möglich gewesen, aber nicht eine solche Stunde, wie ich sie nöthig hatte. Ich habe mich täglich darnach gefehnt. Die Reise hierher ist mir dadurch so unendlich schwer geworden, weil sie mich hinderte, Ihnen das mündlich zu sagen, was ich nun dem Papier anvertrauen muß. Fast fehlt mir der Muth. Ein geschriebenes Wort läßt so kalt, kein Klang, kein Blick kommt ihm zu Hilfe!

Meta, als ich an Ihrem Geburtstag an Ihrer Seite im Walde hinschritt, da drängte es mich, Ihnen das zu gestehen, was längst mein Herz erfüllt und was ich nur mit Mühe zurückgehalten, weil mich stets ein Bangen überkam, daß das Glück, von dem ich träumte, zu groß für mich sei. Es war mir nicht vergönnt, an dem Tage mein Geständniß zu beenden — lassen Sie es mich heute thun! Lassen Sie mich gestehen, daß ich Sie schon seit Jahren liebe und daß ich mir kein Glück ohne Sie vorstellen kann. Der Gedanke an Sie hat mich bei Allem, was ich gethan, geleitet, ich wollte würdig werden, um Ihr Herz zu werben. Ich will offen sein, ich wußte früher nicht, daß ich Sie liebte, und doch war der

nedische Krieg, den ich so lange mit dem Kinde führte, nichts als der Drang der mir unbewußten Liebe. Ich habe Sie oft geneckt und geärgert und doch weiß ich, daß ich jeden Augenblick bereit gewesen sein würde, mein Leben für Sie hinzugeben. Meta, gestatten Sie, daß ich mein Leben Ihnen weibe, schenken Sie mir Ihr Herz und ich will dasselbe so heilig halten, wie ich nur etwas heilig halten kann!

Könnte ich in diesem Augenblicke Ihnen doch in's Auge schauen, könnte ich in demselben lesen, ob ich hoffen darf! Ein einziges Wort, ein Blick könnte mich zum glücklichsten Menschen machen, und nun muß ich Tage warten, bis ich Antwort erhalte! Mir bangt, diese Tage



Chrenburg an der Mosel. (S. 68)

zu durchleben. Meta, haben Sie Mitleid mit mir und stoßen Sie ein ehrliches und treues Herz nicht zurück! Ich kann nicht mehr schreiben. Ihre Antwort wird mir das höchste Glück bringen oder meine ganze Lebenshoffnung vernichten — seien Sie barmherzig und lassen Sie mich nicht zu lange in Ungewißheit. Und wenn Sie so schnell einen Entschluß nicht fassen können, schreiben Sie mir wenigstens, daß ich hoffen darf, und ich will Alles, Alles thun, um Sie zu verdienen. Haben Sie Mitleid mit dem armen Herzen Ihres

Rudolph Eschbach."

Meta blieb einen Augenblick regungslos sitzen, ihre Brust rang nach Athem, ihre Hand, die den Brief hielt, zitterte, sie liebte ja Eschbach und hatte bis zu diesem Augenblicke nicht gewagt, es sich zu gestehen; jetzt durfte sie es sich gestehen: ja, sie liebte ihn!

Freudig erregt sprang sie auf. Sie fühlte ein Glück in ihrer Brust, welches sie bis dahin nie geahnt hatte. Selbst der blaue Himmel über ihr erschien ihr zu niedrig, um dies Glück zu bergen. Sie wollte zu ihrem Vater eilen, um ihm Alles mitzutheilen, sie zögerte — eine Stunde wenigstens wollte sie dies Glück ganz allein in ihrem Herzen tragen. Weshalb war Eschbach nicht bei ihr, damit sie ihm sagen konnte, daß auch sie ihn liebe — sie hätte es ihm nicht einmal zu sagen brauchen, in ihrem Auge mußte er es lesen.

Sie setzte sich wieder nieder. Den Brief hielt sie fest zwischen den gefalteten Händen und preßte ihn an das heftig pochende Herz. Es drängte sie nicht, denselben noch einmal zu lesen, denn sie wußte, daß Eschbach sie liebte, und mehr brauchte sie nicht zu wissen.

Als ob sie in eine ganz andere Welt versetzt wäre, saß sie still, regungslos da und blickte träumend vor sich hin. Zu ihren Füßen liefen Ameisen geschäftig hin und her — wußten diese kleinen Wesen auch, was Liebe ist? Sie hätte jedes Geschöpf beglücken mögen!

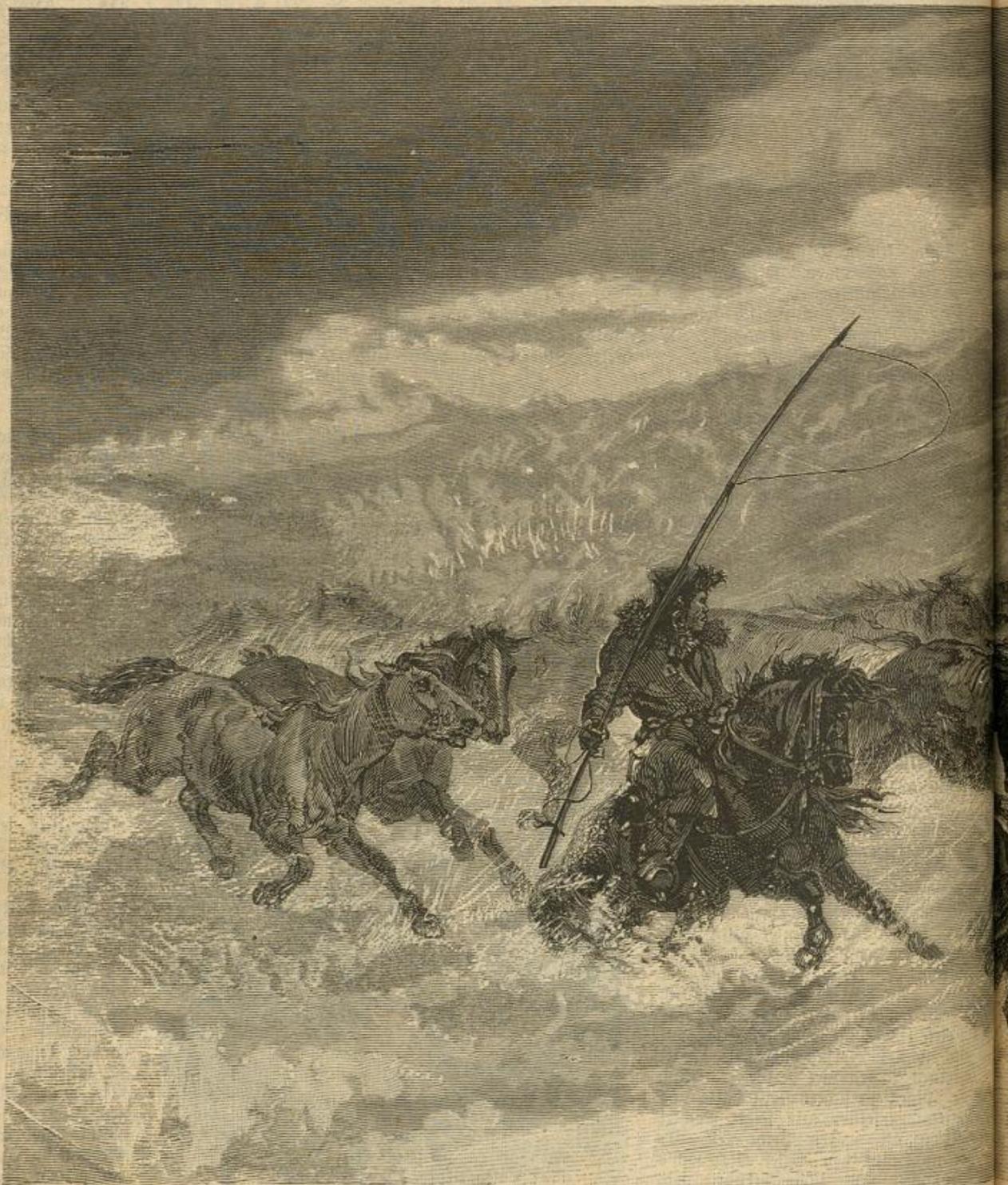
Erst nach geraumer Zeit fiel ihr Blick auf den zweiten Brief, der noch uneröffnet neben ihr auf dem Stuhle lag. Halb mechanisch, im Geiste bei Eschbach wehend, griff sie darnach und öffnete ihn. Kaum hatte sie indessen einen Blick hineingeworfen und mit erbleichenden Wangen die wenigen Zeilen gelesen, als sie mit lautem Aufschrei ohnmächtig zusammenbrach.

Der Brief, welcher ihrer Hand entfiel, lautete:

"Gehrtes Fräulein!

Vor acht Tagen war ich im Walde Zeuge, als der Kommissär Rudolph Eschbach allein an Ihrer Seite hinschritt und im Begriffe war, Ihnen seine Liebe zu gestehen. Ich saß dicht neben Ihnen in einem Gebüsch, ich wollte aufspringen und Ihnen zurufen, daß er lüge, daß Sie ihm nicht glauben möchten — meine Füße waren ge-

lähmt, die Lippen verfielen mir den Dienst. Da kam ein Herr, der Sie zu Ihrem erkrankten Vater rief. Ich wollte am folgenden Tage zu Ihnen eilen — Krankheit hat mich auf das Lager geworfen. Glauben Sie dem Manne nicht, er wird Sie betrügen, wie er mich betrogen hat. Auch mir hat er geschworen, daß er mich liebe — ich Unglückselige — nicht älter als Sie — habe ihm geglaubt, und doch hat er mich schändlich verlassen und dem Elende preisgegeben! Retten Sie Ihr Herz — es scheint so gut zu sein, glauben Sie dem Treulosen nicht, er wird auch Sie belügen — zeigen Sie ihm diese Zeilen — meinen Namen, und er wird erbleichen! Wie unglücklich bin ich! Ich



Ferdsheerde während eines Sturms

habe nur noch einen Wunsch — den, daß der Tod mich bald erlösen möge.

Loni Schwarz."

Es währte lange, ehe Meta die Augen wieder aufschlug; erstarrt blickte sie sich um, denn das Geschehene war in ihre Erinnerung noch nicht zurückgekehrt. Die beiden an der Erde liegenden Briefe verrietten es ihr. Langsam, mit zitternder Hand hob sie dieselben empor, dann preßte sie die Linke auf die Brust, um den unsagbaren Schmerz zu lindern. Mitten in dem vollen Rausche des Glückes war ihrem armen Herzen der fast vernichtende Stoß versetzt, noch vor wenigen Minuten

hätte sie jubelnd ihr Glück allen Menschen mittheilen mögen, jetzt schritt sie bleich, wankend dem Hause zu.

Auf ihrem Zimmer angelangt, verschloß sie beide Briefe in ihrem Schreibtische, dann sank sie völlig erschöpft auf einen Stuhl. Was in dieser einen Stunde in ihr gebrochen war, das konnten Jahre nicht wieder aufrichten. Konnte sie je einem Manne wieder mit vollem Vertrauen entgegenblicken, nachdem sie so sehr getäuscht war! In ihr Auge kam keine Thräne, um so schmerzlicher zehrte es in ihrem Innern.

Es regte sich ein Gefühl des Stolzes in ihr, sie wollte verbergen, was in ihr vorging. Noch wußte ja Niemand, daß sie Eschbach liebte —

„Was ist geschehen?“ fragte er bestürzt.

„Nichts,“ entgegnete Meta ruhig, alle Kräfte zusammenfassend.

„Du siehst blaß aus.“

„Ich fühle mich nicht recht wohl.“

Harport wollte zum Arzte schicken, mit Mühe wandte Meta dies ab. Konnte ein Arzt ihr helfen?

Nach wenigen Tagen erhielt sie einen zweiten Brief Eschbach's; er beschwor sie in demselben, ihm zu antworten — schweigend verschloß sie denselben im Schreibtische.

Harport bot Alles auf, um seine so seltsam veränderte Tochter zu zerstreuen, denn die Wangen derselben wollten sich nicht wieder röthen, heimlich zog er den Arzt zu Rathe, aber auch dieser wußte nicht, was Meta fehlte.

Hercher kam öfter. Er benahm sich äußerst zurückhaltend, und Meta wich ihm nicht aus. Sie konnte ihm nicht zürnen, weil er die erste Unwahrheit Eschbach's verrathen hatte, sie sah seinen Besuch sogar lieber als früher, denn er verstand vortreflich zu unterhalten. Ihrem Herzen war er gleichgiltig, sie war sogar fest überzeugt, daß sie nie wieder werde lieben können.

So vergingen Wochen; Meta änderte sich wenig.

Da erhielt Hercher eine öffentliche Auszeichnung für seine Verdienste und zugleich die Ernennung zum Eisenbahndirektor einer anderen Bahn. An demselben Tage, an dem ihm beide Auszeichnungen zu Theil geworden waren, war er Abends bei Harport, er hatte die Einladung schon vorher angenommen.

Harport bewillkommnete ihn in der freudigsten Weise, und auch Meta wünschte ihm Glück.

„Ich danke Ihnen,“ gab Hercher in seiner ruhigen, freundlichen Weise zur Antwort, „ich weiß indessen nicht, ob die mir zuge dachte Ernennung wirklich zu meinem Glücke beitragen wird, ich bin mit meiner jetzigen Stellung vollkommen zufrieden.“

„Sie verbessern sich!“ warf Harport ein.

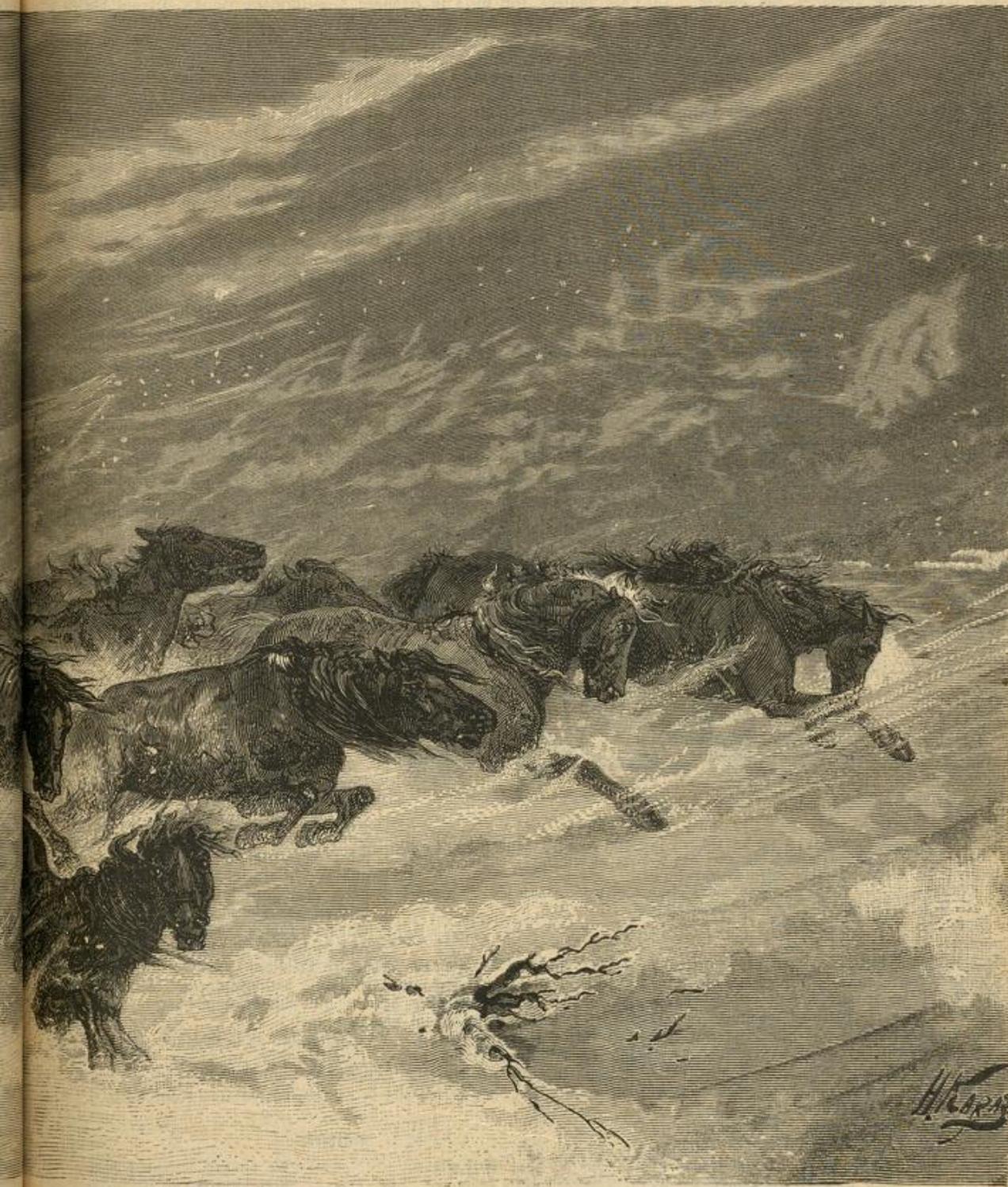
„Im Gehalte, ob auch in anderen Verhältnissen, weiß ich nicht. Mein Streben ist nie nach Geld gewesen, ich verdiene sogar in meiner jetzigen Stellung mehr,

als ich bei meiner einfachen Lebensweise nöthig habe.“

„Nun, auch Sie werden doch daran denken, sich einen eigenen Herd zu gründen,“ bemerkte Harport.

Der Ingenieur zuckte ausweichend und schweigend mit der Schulter. „Es thut mir nur leid, daß wir Sie hier verlieren werden,“ fuhr Harport fort. „Der Kreis unserer Freunde wird immer kleiner. Der Kommissär läßt nichts von sich hören und scheint gar nicht wiederkommen zu wollen, Dankmann ist so fleißig, daß er für seine Freunde keine Zeit mehr übrig zu haben scheint, und nun wollen auch Sie fortgehen.“

(Fortsetzung folgt.)



Steppenastatischen Steppen. (S. 69)

daß sie ihn geliebt hatte — es sollte dies auch Niemand erfahren. Sie war entschlossen, Eschbach statt der Antwort nur den Brief des verlassenen Mädchens zu senden — sie gab auch diesen Entschluß wieder auf, es war besser, sie gab gar kein Zeichen von sich. Vielleicht hätte sie dem Briefe der Toni Schwarz doch nicht vollen Glauben geschenkt, denn ein unglückliches Herz klammert sich an den schwächsten Strohhalme — hatte aber Eschbach nicht schon ihrem Vater die Unwahrheit geschrieben?

Als sie des Mittags zum Essen erschien, erschrak ihr Vater über ihr Aussehen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Ehrenburg an der Mosel. (Mit Bild auf Seite 65.) — Auf dem rechten Moselufer, nahe der Einmündung des von den Höhen des Hunsrücks herabkommenden Ehresbüchens liegt der Ort Brodenbach. Geht man von hier das anmuthige Ehrethal hinauf, so gewahrt man nach etwa dreiviertelstündiger Wanderung die umfangreichen Trümmer der Ehrenburg, die ihren Namen von dem kleinen Flüsschen fährt und für eine der größten, ältesten und festesten Burgen des Mosellandes gilt. Sie nimmt, wie unsere Ansicht auf Seite 65 zeigt, in drei Terrassen den ganzen Keil eines Thonschieferfelsens ein und beherrscht sowohl das Thal wie die umliegenden Berge. Die stolzen Trümmer ihrer mächtigen Thürme deuten auf ihre ehemalige Beherrschbarkeit und Festigkeit, wie auf verschiedene Perioden des Baues. Die eigentliche Geschichte der Burg ist in Dunkel gehüllt; die Gründung derselben soll in das 10. Jahrhundert fallen. Das Geschlecht ihrer ursprünglichen Besitzer, der Herren v. Ehrenburg, erlosch zu Anfang des 15. Jahrhunderts, dann kamen deren Besitzungen an die Pfalz, und die Burg später an die Freiherren von und zum Stein zu Nassau.

Die Schneestürme in den asiatischen Steppen. (Mit Bild auf Seite 66 und 67.) — Die innerasiatischen Steppen haben sehr heiße Sommer und unverhältnismäßig strenge Winter, in denen namentlich die gefürchteten Schneestürme alles Lebende erstarren machen. Tage lang mit vernichtender Wuth über den meterhoch mit Schnee bedeckten Boden hinschweben und Alles, was ihnen im Wege steht, niederreißen. Vor ihnen suchen die Tataren, Turkmeneu und sonstigen Stämme, welche jene Gebiete bewohnen, bei Zeiten den Schutz ihrer halb unterirdischen Winterzelte auf, denn wer draußen in der freien Steppe von diesen Schneestürmen überrascht wird, ist meist rettungslos verloren.

Auch die in den Steppen weidenden halb-wilden Pferde jener Reitervölker, die oft Herden von 400 bis 500 Stück bilden, deren Bewachung einem nur mit einer langen, schweren Peitsche ausgerüsteten Hirten oder Tabundschiel anvertraut ist, sammeln sich beim ersten Anzeichen des drohenden Unwetters, um irgend eine schützende Boden-senkung aufzusuchen. Mitunter bricht der Schneesturm aber so plötzlich los, daß die Thiere von demselben überrascht werden und die ganze Herde dann ziellos vor dem Sturme dahinjagt, gegen den sie sich kaum auf den Beinen erhalten kann. Einen solchen Fall veranschaulicht unser Bild auf Seite 66 und 67, wo eine solche Pferdeherde in panischem Schrecken dahinsprengt und diese wilde Flucht, bei der oft viele Thiere zu Grunde gehen, fortsetzt, bis sie einen schützenden Ort in der baumlosen Steppe gefunden hat.

Die Namengebung bei der Taufe war zu allen Zeiten der Mode unterworfen und wechselte mit dieser. Im Anfang dieses Jahrhunderts legte man den Kindern mit Vorliebe Namen aus der nordischen und deutschen Mythologie bei, und es gab Tausende von Siegfrieds, Siegwarts, Huldas u. Im 16. Jahrhundert war es in Italien der herrschende Geschmack, die Vornamen aus dem berühmten Roman der Ritter von der Tafelrunde zu entnehmen, und es fand sich kaum eine Familie, die nicht einen Lancelot, Parzival, Meliandus oder Galvin unter ihre Mitglieder zählte. Den Gipfel der Absurdität in der Namengebung erstiegen zu haben, können sich jedoch allein die Engländer rühmen, und zwar waren es die Independenten und Puritaner, welche in dieser Art von Narrheit Bemerkenswerthes leisteten. Unter der Regierung Karl's I. nämlich verfielen die Independenten auf die Bizarrie, die Vornamen ihrer Kinder nur aus der Bibel zu wählen. Bald jedoch waren ihnen selbst die neutestamentlichen Namen Thomas, Petrus, Johannes u. noch zu weltlich und sie beschränkten sich ausschließlich auf das alte Testament. Es gab fürderhin nichts als Jakobs, Moses, Abrahams u., aber Zedekiah, Zerubabel, Haggai, Habakuk, Nehemiah waren ihnen die liebsten Namen. Als Cromwell zur Regierung kam, wurde Jeder, der noch irgend einen anderen Namen führte, umgetauft. Nachdem aber alle alttestamentlichen Namen erschöpft waren, verfiel man auf die geistreiche Idee, Sprüche und Sentenzen zu Vornamen zu wählen. So gab es z. B. Leute, welche „Halte fest im Glauben Schmidt“ oder „Gott getren Miller“ hießen, andere Vornamen waren „Weine nicht“, „Sei standhaft“, „Der Herr meine Zuversicht“, „Löbte die Sünde“ u. s. w. Unter Anderen war ein gewisser Barebone wegen seines langen Namens berühmt. Er hieß: „Wäre Christus nicht für mich gestorben, so wäre ich verdammt Barebone.“ Da dieser Name aber seinen Bekanntheit zu lang erschien, so nannte man ihn gewöhnlich nur abgekürzt „verdammt Barebone.“ Aus jener Zeit stammen auch die vielen altjüdischen Ortsnamen, die man in den Neuenlandstaaten Nordamerikas findet, als Gosen, Ephrata, Salem, Kidron u. Heutzutage ist man, wie in allem Anderen, auch hierin kosmopolitisch gesinnt und unsere Namen liefern eine Musterkarte von Namen aller Länder und Zeiten. Da wir aber in der Zeit des größten Aufschwungs der Naturwissenschaften leben, so wäre es ebenso originell als geschmackvoll, wenn man sich entschließen würde, den vielen modernen Modethorheiten auch diese hinzuzufügen, daß man die Vornamen aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, etwa der Chemie wählte, z. B. Kaliumjodid Müller oder Chlorwasserstoffsäure Lehmann, was alles in dieser Hinsicht Dagewesene in den Schatten stellen würde. [F. B.]



Gute Empfehlung. Tourist (in der Schweiz zu einem Führer): Mein lieber Mann, Sie wollen mich also über das Gebirge da bringen — wissen Sie aber auch da oben rechten Bescheid? Führer: Nun, will's glauben — hab' ich doch schon so manches Stück Vieh über diese Berge gebracht.

Ein Brief Hogarth's. — Der berühmte englische Maler William Hogarth (gest. 1764) malte im Beginne seiner Künstlerlaufbahn, um seinen Unterhalt zu gewinnen, Porträts, eine Beschäftigung, die er aber bald aufgab, weil er es nicht über sich gewinnen konnte, zu schmeicheln, und sein Hang zur Satire unüberwindlich war. Einst ließ sich ein Edelmann von ungewöhnlicher Häßlichkeit bei ihm malen. Hogarth that es mit der größten Treue, und die treffende Ähnlichkeit des Porträts befriedigte den Künstler selbst und Alle, die es sahen. Nur dem Edelmann gefiel sein getreues Konterfei gar nicht, es war eben nicht geschmeichelt; er dachte auch gar nicht daran, das Bild abholen noch bezahlen zu lassen. Der arme Künstler wartete einige Zeit vergeblich, endlich mahnte er den Edelmann. Aber dieser gedachte ihn mit Grobheiten und Schmähungen zu bezahlen, und verbot bei einem zweiten Versuch des Malers, sein Geld zu erlangen, demselben sein Haus. Darauf schrieb der Künstler folgenden originellen Mahn- und Drohbrief: „William Hogarth empfiehlt sich Lord Ch. gehoramsjt; da Sie dem Anscheine nach das für Sie gefertigte Gemälde nicht nehmen wollen, so muß Sie Hogarth nochmals an die Bezahlung erinnern, weil er das Geld braucht. Wenn also Ihre Gnaden das Bild nicht in drei Tagen bei mir abholen lassen und die abgemachte Geldsumme dafür bezahlen, so wird es mit einem dazu gemalten Felschwanz und einigen anderen kleinen Attributen bei Herrn Gare, dem berühmten wilden Thiermann, ausgestellt werden. Hogarth hat diesem Manne vorläufig schon versprochen, ihm dasselbe als eine werthvolle neue Acquisition für das Publikum zum Ausstellen zu überlassen, falls es Ihre Gnaden nicht mögen.“ Am anderen Tage war das Bild gegen Bezahlung abgeholt und — wanderte sofort in's Feuer.

Der nachgiebige Freund. — Der französische Schriftsteller Rollin pflegte sich mit einigen Freunden allabendlich in einem Weinhanse zu treffen und in traulichen Gesprächen seinen Schoppen Burgunder zu trinken. Die Unterhaltung artete aber nicht selten in lebhaften Disput aus, und die streitsüchtige Hartnäckigkeit eines alten Obersten, der mit Rollin seit Jahren befreundet war, trieb es sogar oft genug zu lautem Zank. So stellte der alte hickköpfige Offizier auch einmal eine Behauptung über die Regierungsdauer des Kaisers Augustus auf, der Rollin aus besserem Wissen widerprechen mußte, und diese Kontroverse nahm bei der Leidenschaftlichkeit des alten Obersten einen heftigen Charakter an. Da gab Rollin plötzlich nach und gestand zu, daß er sich möglicherweise geirrt habe. Der Oberst lächelte überlegen und entfernte sich, als seine Zeit zum Gehen kam, höchlich befriedigt. Nun drang Alles mit Vorwürfen auf Rollin ein. „Wie konnten Sie dem Starckopf nachgeben! Sie wußten doch, daß er Unrecht hatte!“ — „Freilich wußte ich es.“ — „Und ließen ihm doch den Triumph des Besserwissens?“ — Rollin lächelte mild. „Wie sollte ich nicht! Würden Sie mir wirklich ratheu, um zwei Regierungsjahre des Augustus einen alten redlichen Freund zu verlieren?“ [L. B.]

Ein gehörnter Mann. — Im Jahre 1599 wurde in einer Gebirgsgegend von Frankreich unter den Köhlern ein Mann Namens Franz Troville gefunden mit einem Horne, welches ihm nach dem siebenten Lebensjahre vorn auf dem Kopfe gewachsen war und die Gestalt und Dicke eines Ziegenhorns hatte, aber ganz dunkelroth war. Der Vordertheil des Hauptes um das Horn herum war ganz kahl. Dieser Wundermensch wurde nach Paris zu König Heinrich IV. gebracht, welcher, nachdem der Hof den gehörnten Menschen genugsam angestaunt hatte, Befehl gab, ihn zum Schauspiel in Paris herumszuführen. Dieses Anstehen der Pariser bekümmerte aber den an stille Waldeinsamkeit gewöhnten Mann derartig, daß er bald darauf vor Leid starb. [Dr. W.]

Eine Umschreibung. — Im städtischen Museum zu Salzburg befindet sich ein Rathsbrief aus dem 17. Jahrhundert, auf dessen Klinge folgende sinnige Inschrift zu lesen ist: „Wer was findet, eh' dasz es verlohren und was kauft, eh' dasz es feil ist, der stirbt, eh' dasz er krank wird.“ [M.]

Räthsel.

Als das schöne Werk gelungen Und nun fertig stand, Auch die Kunde weit gedrungen Von ihm in das Land, Als gerühmt, bewundert dann Man darin die Reiserücke, Kam ein Tropf und sah es an, Macht es gleich im Augenblicke. Auflösung folgt in Nr. 18. [Franz Marx.]

Auflösungen von Nr. 16: des Kapsel-Räthsel: Dred, Dreied; des Krüthmogrißs: Charlemont, Homer, Atalante, Rhone, Lerche, Emmenthal, Marwat, Ornament, Nachen, Zorte.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Chr. Bildbreit in Widdbad. Redigirt, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönelein in Schittgart.

